



b e r ü h r t

Schmerz und Versöhnung - Die Stärke des Weiblichen

Marlies Reulecke | Jens Reulecke

Dr. Marlies Reulecke

1961 in Berlin geboren, Studium der Medizin in Berlin, Fachärztin für Chirurgie und Master of Science in Internationaler Gesundheit, Tätigkeit als Ärztin an verschiedenen Orten in Großbritannien und Deutschland, Neunjähriger Aufenthalt im Niger als Ärztin und Direktorin eines Missionskrankenhauses. Seit 2007 Referentin für Public Health am Missionsärztlichen Institut, Würzburg mit dem Schwerpunkt Frauengesundheit, Reisetätigkeit überwiegend im frankophonen Afrika.

Publikation:

Lebensrealitäten in den Blick nehmen - Mutter-Kind-Gesundheit in Afrika als Herausforderung für die Kirche. Herder Korrespondenz Heft 4/2014.

Jens Reulecke

1960 in Berlin geboren, 1980-1986 Universität der Künste Berlin: Studiengang Bildende Kunst (Malerei), 1985 Meisterschüler bei Prof. Hirsig. 1988-1990 Aufenthalte in Wigan, London und Schottland, 1992-2000 Aufenthalt in Westafrika (Niger). Zahlreiche Ausstellungen und Projekte u.a. Deutschland, Schweden, New York, Paris, London, Liverpool, Glasgow, China, Istanbul, Südkorea, Afrika und der Schweiz. Seit 2009 Lehrtätigkeit/Projekt-Partizipationen an verschiedenen Universitäten/Hochschulen in Deutschland, China, USA. Seit 2012 Mitglied im Verein Berliner Künstler, lebt und arbeitet in Berlin.

Aktuelle Arbeitsbereiche:

Performance, Installation und Fotografie.

www.jensreulecke.com

Vorwort

Br. Peter Reinl OSA

Augustinerkloster Würzburg

Berührung kann heilsam sein. Davon sind zumindest die Frauen und Männer überzeugt, deren Erfahrungen sich in viele biblische Geschichten eingeschrieben haben. Das Fieber der Schwiegermutter des Petrus weicht, als Jesus ihre Hand berührt (Mt 8,15). Zwei Blinden öffnen sich die Augen, nachdem Jesus sie berührt hatte (Mt 9,29).

Der Sehnsucht nach Berührung wohnt die Sehnsucht nach Heilung inne, die in den Evangelien besonders eindrücklich bei der Heilung der blutflüssigen Frau geschildert wird (Mk 5,25-34). Zwölf Jahre leidet sie bereits unter Blutfluss. Die Krankheit treibt sie nicht nur in den wirtschaftlichen Ruin. Vom Gesetz her als unrein stigmatisiert, drängt sie ihr Leiden an den Rand von Religion und Gesellschaft. Aber ausgerechnet in diesem Leid entwickelt sie ungeahnte Kraft, beugt sich nicht der sie stigmatisierenden Umwelt, gibt nicht auf, sondern ergreift – wieder einmal – die Initiative und berührt den, von dem sie sich Heilung verspricht.

Diese Frau hat in den Evangelien keinen Namen und kann so zur Identifikationsfigur für alle Frauen werden, die hartnäckig und unbeirrt ihre Stärke insbesondere im Leiden entwickeln und der Resignation die kalte Schulter zeigen.

Die Ausstellung „berührt“ gibt diesen Frauen in den Texten von Dr. Marlies Reulecke Namen wie Salome, Eugène, Houssi, Rita... und sie gibt ihnen in den Portraitfotografien von Jens Reulecke ein Gesicht. Beide eröffnen mit ihren Werken einen Raum, in dem sich zur Würdigung der einzelnen und ganz konkreten Frau ein Nachdenken über die Kraft des Weiblichen im Leben und in der Welt des Betrachters und der Leserin gesellt, die wiederum Menschen berührt, indem sie tröstet, versöhnt, wachrüttelt und heilt.

Vorwort

Dr. Birgitta Bauer

Vorstand Missionsärztliches Institut

Über Frauen zu berichten, ist nicht einfach. Schnell ergeben sich Polarisierungen zwischen Klagen und Emanzentum.

Die Ausstellung „berührt“ überlässt jede Einschätzung, jedes Urteil dem Betrachter. Texten, die aus dem Leben afrikanischer Frauen berichten, stehen Bildern von universeller Schönheit gegenüber.

Tägliches Erleben steigt auf und verbindet sich mit dem Sinnbild einer Frau, die auf ihre Weise von Spuren des Lebens gezeichnet ist.

In den Texten und Bildern spiegeln sich Mut, Kraft und etwas, was über Leid und schmerzvolle Erfahrungen hinausgeht. Es ist das Gefühl, als Frau Teil der ganzen Menschheitsgeschichte und damit des Göttlichen zu sein.

In der Sorge um andere, um Kinder und Familie, leuchtet immer wieder diese unglaubliche Stärke des Weiblichen:

zu verbinden ... zu trösten ... nicht zu nehmen, sondern immer und immer wieder mit Liebe zu geben...

Vorwort

Karin Post-Ochel

Vorsitzende des Bildungswerks des KDFB (Katholischer Deutscher Frauenbund)
Stell. Diözesanvorsitzende des KDFB

15 Bilder zeigen das Gesicht einer Frau, einer weißen sanften Schönheit, bezaubernd, unschuldig.

Künstlerische Elemente sind über dieses sanfte Bild gelegt. Der erste Eindruck, es wird zerstört. Schönheit ist vergänglich, Sanftmut in der harten Wirklichkeit fehlt am Platz. Bei längerem Betrachten verflüchtigt sich der Eindruck. Die Hautfarbe der Frau wird unwichtig, ist nicht mehr von Bedeutung. Sie bekommt mehr und mehr etwas Mystisches, erscheint leuchtend, fast heilig und erhaben. Auf der anderen Seite, von Schmerz verzerrt. Die gedankliche Verbindung zu Maria ergibt sich wie von selbst – Maria, die Unschuldige und doch so starke Frau. Maria, das Sinnbild für Weiblichkeit. Maria, die mit ihrem Ja zu Gott und ihrem Glauben die Last auf ihre Schultern nahm. Sie ist vielfach die Verbindung von Frauen zu Gott, die wie Maria Leid und Schmerzen erleben und ertragen.

Dies spiegelt sich auch in den 15 Texten wieder. Afrikanische Frauenschicksale, Frauen die durch die Dunkelheit gehen und am Ende auf einen Lichtstrahl

treffen, die Schmerzen erleiden und die Freude nicht verlieren. Die in ihrem Leben viel Zerstörung erfahren und immer wieder durch die Fürsprache Mariens Kraft schöpfen, Kraft und Mut ihr Leben zu gestalten.

Diese Anliegen finden sich auch im Selbstverständnis des KDFB (Katholischer Deutscher Frauenbund) wieder. In Verbindung sein mit Maria, die daraus erwachsene Spiritualität und Beziehung zu Gott, zeigt sich in den Bildern. Die Texte greifen viele der gesellschaftspolitischen Themen des KDFB auf, wie der Einsatz für Frauenrechte und die Gleichstellung der Frau in Familie, Gesellschaft und Kirche.

Die Solidarität, die Kraft und die weibliche Stärke aller Frauen weltweit tragen zu mehr sozialer Gerechtigkeit für Frauen in scheinbar ausweglosen Situationen bei. Und dafür steht der KDFB.

Die Ausstellung berührt. Sie zeigt Schmerz und Versöhnung in Bild und Text, begründet und durchlebt durch die Stärke des Weiblichen.

Das Heilige im Profanen

Dr. Christine Goetz

Kunstbeauftragte des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin

15 Texte von Marlies Reulecke und 15 fotografische Arbeiten von Jens Reulecke werden unter einem Titel gezeigt: „berührt“. Die Autorin ist Ärztin mit langjähriger Arbeitserfahrung in verschiedenen Ländern Afrikas. Ihre Texte sind sachlich, teilweise sogar nüchtern. Gleichzeitig zeugen sie vom Beeindruckt-Sein, sie nehmen deutlich Anteil, sind detailreich und das Ergebnis von Zuhören und Gesprächen. Sie beobachten weibliche Lebensrealitäten schwarzer Frauen im Hier und Jetzt in Tansania, Kongo, Niger, Kamerun u.a. Die Frauen sind konkrete Personen und werden immer wieder auch mit ihrem Namen vorgestellt – Houssi zum Beispiel verkauft Nüsse in kleinen Tomatenmarkdosen.... Es geht um Bewältigung des harten Alltags, um Gewalterfahrung und Leid und vor allem immer wieder um Verlust und das Ertragen, um Stärke in Schmerz und Angst.

Es wäre ein großes Missverständnis, wenn die Texte und die Fotos nach wechselseitiger Bebilderung abgesehen würden. Die gemeinsame Überschrift könnte dazu verleiten. Es funktioniert aber nicht. Sie sind autonom entstanden, unabhängig voneinander und das spürt man auch, wenn man sich darauf wirklich einlässt. Eher fragt man sich, was haben denn diese Geschichten und die großen übermalten Digitalprints überhaupt miteinander zu tun? Die Frage ist berechtigt und die Antwort erschließt sich nicht von selbst. Die Verknüpfung dessen, was man liest mit dem, was das Auge erlebt angesichts der Fotoprints, braucht seine Zeit und ist unbedingt die Leistung, die der Lesende und Betrachtende selbst erbringen muss. Eine gewisse Gedanken- und Gefühlsarbeit wird das Gemeinsame herausfinden. Anders wird nicht nachvollziehbar, was Frauen in afrikanischen Dörfern mit den Fotoporträts der immer gleichen – weißen – Frau zu tun haben.

Die Texte können die Imagination freisetzen oder Interesse, vielleicht auch Empathie. Aber sie halten Distanz. Die großen farbigen Digitalprints des weißen Frauengesichts rücken nahe heran. Der Künstler hat sich von ihrer ebenmäßigen und marianisch anmu-

tenden Schönheit und Perfektion berühren lassen. Er hat Folien mit schwarz-weißen Skizzen bedruckt – vorwiegend mit Motiven aus der Natur wie Äste, Zweige und florale Motive – und seinem Modell direkt auf das Gesicht gelegt und dann fotografiert. Hinzu kommen teilweise sehr intensive und expressive, aber auch zarte fast lyrische Übermalungen mit dem Pinsel in Rot oder Gelb und anderen Farben, die dem Original zu Leibe rücken, bisweilen ergänzt durch Textzeilen. Es sind Eingriffe, die die Schönheit zunächst absichtsvoll zu zerstören scheinen. Man könnte diese Angriffe aber auch als Kontaktaufnahmen verstehen, eine Art Beziehungsarbeit zwischen Künstler und Modell, die jedes Porträtfoto neu auflädt mit Energien und Irritationen, die nicht vorhersehbar oder planbar sind. Die Nervosität und bisweilen auch Vehemenz des grafischen Duktus verweist auf etwas Dunkles und Schmerzhafes, die blutroten Angriffe sowieso. Eine Seite dieser Persönlichkeit kämpft gegen die andere, sie berühren sich und jede Eindeutigkeit und Sicherheit ist in Frage gestellt. Diese Arbeiten sind prozesshaft angelegt. Sie geben nicht das Sichtbare wieder, sondern machen sichtbar – im Sinne von Paul Klee, Schöpferische Konfession (1918).

So auch die Geschichten afrikanischer Frauen. Sie handeln von profanen Dingen, den Mühen des Lebens und den Gefahren in der Existenz dieser Frauen. Aber es scheint in diesen Geschichten immer ein Geheimnis auf, das über das Hier und Jetzt hinausweist und über die Person selbst wie eine Aura. Gemeinsam ist den Texten und den farbigen Digitalprints sicherlich die Haltung von Befragung und Respekt. Weder die Texte noch die Bilder „wissen“, sondern fragen. Spürbar wird ein Ergriffensein, das Autorin und Künstler ihrem Gegenüber empfinden. Ergriffensein ist ein religiöses Grundgefühl. Mit diesem Gefühl hat man nichts in der Hand – nur ein Bedürfnis, das stark und stärkend ist. Gemeinsam ist beiden die Sehnsucht nach Heil, nach Heilung, beides im Wort „heilig“ enthalten. Und diese Sehnsucht nach Ganzheitlichkeit macht vielleicht die Würde und die Kraft des Weiblichen aus.

Einleitung

Dr. Marlies Reulecke

Während meiner Aufenthalte in Afrika habe ich immer wieder Menschen kennen gelernt, die durch sehr viel Leid gehen mussten und sich in schwierigsten Lebenssituationen befanden.

Dabei fiel mir auf, dass überall dort, wo gelitten wird, Frauen besonders stark betroffen sind, sei es in Kriegen, auf der Flucht, durch Armut oder Krankheit. Ich bin unzähligen Frauen begegnet, die Leid in unterschiedlichster Art und Weise erfahren haben; den vergewaltigten Frauen im Ostkongo, den vom Ehemann mit HIV Infizierten in Tansania, den von der Gesellschaft ausgestoßenen jungen Frauen im Niger, die aufgrund einer zu frühen Schwangerschaft unter gravierenden Folgen leiden, die zehnjährigen Mädchen in Kamerun, die bereits verheiratet wurden. Diese Liste ließe sich beliebig erweitern, denn die Erfahrungen an Schmerz und Leid sind reichhaltig.

Gleichzeitig besitzen diese Frauen eine enorme Kraft und innere Freude. Eine Stärke, die sich selbst in den Widrigkeiten des Lebens entfaltet. Denn sie leben in unmittelbarer Nähe von Licht und Dunkelheit, Schmerz und Freude, Leben und Zerstörung, Aufgabe und Kraftentfaltung. Diese Vielfalt des Lebens hat mich zutiefst bewegt und zu den Texten inspiriert.

Die Fotografien aus dem Marienzyklus sprechen mich aufgrund einer ähnlichen Ambivalenz an; Würde und Stärke in Schwachheit, innere Schönheit, die sich ihren Weg aus der Verborgenheit bahnt, Mitgefühl, das im Leid geboren wurde.

Wer selber gelitten hat, entwickelt häufig ein Gespür für das Leid anderer und kann sich mit ihnen verbinden. Wer Heilung erfährt und aus der Opferrolle her-

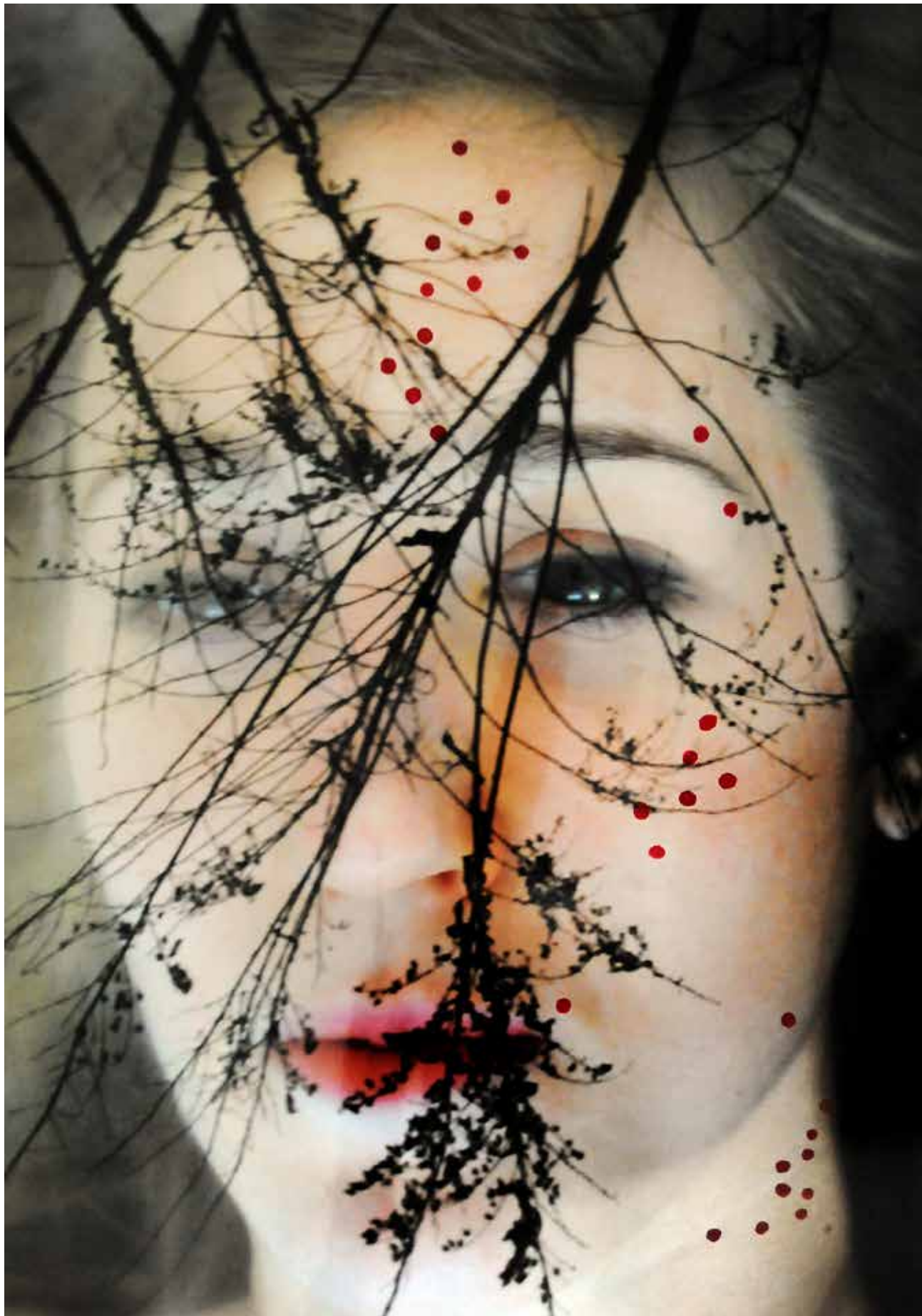
austritt, hat oftmals das Bedürfnis Leid zu lindern, zu heilen.

Viele Frauen, die gelitten haben, tragen genau dieses Potential in sich, das Gespür für den anderen, der leidet, der Hilfe benötigt. So wie durch Marias Seele ein Schwert ging, als sie ihren Sohn auf dem Weg zum Kreuz begleitet, so fährt das Schwert durch die Seele jener Frauen, die ihre Kinder oder Männer zu Grabe tragen müssen oder die selbst misshandelt und geschunden werden.

All das erfahrene Leid setzt Kräfte frei, die andere „berühren“ und sich im Vermitteln, Trösten Aufbauen, Verbinden und Teilen ausdrücken.

Denke ich an Afrika, so füllt es mich mit Schmerz zu erleben, wie dieses Potential der Hälfte der Bevölkerung nicht genutzt wird. Vielleicht bräuchte der Kontinent nur einen Bruchteil an Entwicklungshilfe, wenn er seinen Frauen mehr Wert beimessen würde. Damit fände die weibliche Lebenskraft noch deutlicher im Rahmen von Versöhnung und Heilung der Gesellschaft ihren Platz. Doch liegt in unserem westlichen Kulturkreis das weibliche Vermögen nicht auch brach? Und ist es nicht ebenso bei uns an der Zeit für eine positivere Sicht auf die Wertigkeit von Weiblichkeit? Wie sähe unsere Welt aus, wenn sich Weiblichkeit wirkungsvoller entfalten könnte, sowohl in Frauen als auch in Männern? Was hieße das für die Weltpolitik und Weltwirtschaft?

Und täte nicht auch die Kirche gut daran, der Weiblichkeit und ihrer Begabung jenen Raum zu öffnen, der ihnen gebührt?



Messe in Poko, einem Ort im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo.

Der Sonntag ist der Höhepunkt der Woche, da wird gefeiert! In Poko steht eine riesige Kirche, gebaut von deutschen Missionaren. Als ich sie sehe, frage ich mich, wie man so ein riesiges Gebäude mitten im Urwald bauen kann. Aber dann strömen die Menschen, oder besser gesagt die Frauen und Kinder, zu Hunderten zur Messe. Der große Raum füllt sich. Viele sind stundenlang gelaufen und so erwarten sie auch einen stundenlangen Gottesdienst. Die Anreise muss sich doch lohnen. Die Augustinermönche zelebrieren die Messe und die Riesensmenge von Frauen, Jugendlichen und Kindern feiert mit, singt, tanzt und lobt Gott. Der Raum vibriert förmlich von dieser positiven Energie. Augen leuchten, Gesichter strahlen. Tanzend werden Gaben nach vorne gebracht. Geld haben sie nicht, aber sie bringen den Priestern Kochbananen und Mais aus ihren Gärten. So zeigen sie ihre Dankbarkeit. In Gottes Nähe sind die Mühsal des Alltags und die Angst, dieser ständige Begleiter, vergessen.

Angst? Wovor?

Die Gegend wird immer wieder von der LRA, der Lord Resistance Armee, mittlerweile eine Gruppe marodierender Banditen, die plündern und morden, heimgesucht. Als ich dort die Gelegenheit habe, an einer vierstündigen Messe teilzunehmen, steht die LRA nur 80km von Poko entfernt, zum Glück auf der anderen Seite des Flusses, der während der Regenzeit nicht zu überqueren ist.

Aber was wird nach der Regenzeit geschehen? Von der kongolesischen Armee ist keine Hilfe zu erwarten.

Die Bevölkerung lebt in kleineren Orten bzw. Dörfern, verstreut im dichten Wald. Die Straßen sind für Autos unpassierbar. Alles wird zu Fuß oder per Fahrrad transportiert. Schutz gibt es nur, wenn man sich rechtzeitig im Wald verstecken kann. Die Menschen denken an Flucht. Aber wohin sollen sie ziehen? Was wird sie dort erwarten?

Wie real die Bedrohung ist, erfahre ich einige Monate später, als ich den Nachruf auf eine Ordensschwester erhalte. Sie wurde, als sie unterwegs von einem Ort zum anderen war, von einer Truppe der LRA überfallen und angeschossen. Mitten im Busch verblutet sie, bevor Hilfe kommt.

In der großen Kirche suche ich nach Männern, aber außer den Priestern selbst, sind sie nur ganz vereinzelt gekommen. Sie ‚feiern‘ ihren Sonntag lieber, indem sie sich mit anderen Männern auf ein oder auch zwei Bier treffen.

Offensichtlich leben hier Frauen und Männer ihre Spiritualität ganz unterschiedlich aus. Vielleicht sind die Frauen stärker mit dem Übernatürlichen, Göttlichen verbunden? Schöpfen diese Frauen aus ihrer Spiritualität die Kraft, die sie brauchen, um ihrer Lebensrealität zu begegnen? Ihr Leben ist gekennzeichnet von Mühsal und Lasten, aber sie können nicht einfach aufgeben, müssen an ihre Kinder denken, müssen das Leben weiter geben.

Das Bedürfnis, sich erquicken zu lassen, aus der göttlichen Quelle zu schöpfen, scheint ihnen inne zu wohnen. So ist allein Gott der einzige Zufluchtsort, der ihnen noch bleibt.

heilig



Bei meinen Aufenthalten in Afrika fasziniert es mich immer wieder, selbst in den schwächsten und vom Leid geplagtesten Frauen eine ungeahnte Stärke zu entdecken, eine Würde, die ihnen keiner nehmen kann. Eine dieser Frauen ist Salome.

Sie lebt als Witwe in einem kleinen Ort im Niger, eines der ärmsten Länder dieser Erde. Sie gehört zur Minderheit der Christen in diesem islamischen Land.

Salome ist unendlich stolz darauf, dass ihre fünf Kinder alle das Abitur gemacht haben und einige nun studieren bzw. ihre Ausbildung abgeschlossen haben.

In der HIV-Abteilung des örtlichen Krankenhauses verwaltet sie die Krankenakten, aber nebenbei berät sie auch die Patienten und steht ihnen in ihrer Krankheit bei. Sie ist der Mittelpunkt der Abteilung, die ‚Mutter‘, die eine Atmosphäre der Geborgenheit vermittelt. Sie ist dazu bestens qualifiziert, nicht weil sie eine langjährige Ausbildung vorzuweisen hat, sondern weil sie selbst durch Leid gegangen ist, ohne dabei bitter zu werden. Von ihrem Mann mit HIV infiziert, empfing sie zu einem Zeitpunkt, als im Niger noch nicht an eine Therapie zu denken war, das Todesurteil, als man ihr mitteilte, dass auch sie das Virus in sich trägt. In diesem Moment drang ein Schwert durch ihre Seele.

Nicht zu verbittern, ging nur im Vertrauen auf Gott, im Empfangen des Trostes, den nur Er spenden kann. Das ihr zugefügte Leid hat sie für andere empfindsamer gemacht. Sie nimmt wahr, wo Hilfe benötigt wird.

So hat sie einen Kreis für Witwen gegründet, indem sie sich gegenseitig unterstützen und füreinander beten. Als ihre Schwester im Kindbett starb, nahm sie deren Baby ganz selbstverständlich auf und zieht es nun groß wie ihr eigenes Kind.

Aber der Weg dorthin war steinig. Als Frau hatte sie in ihrer Ehe nichts zu sagen. Sie hasste es, wenn ihr

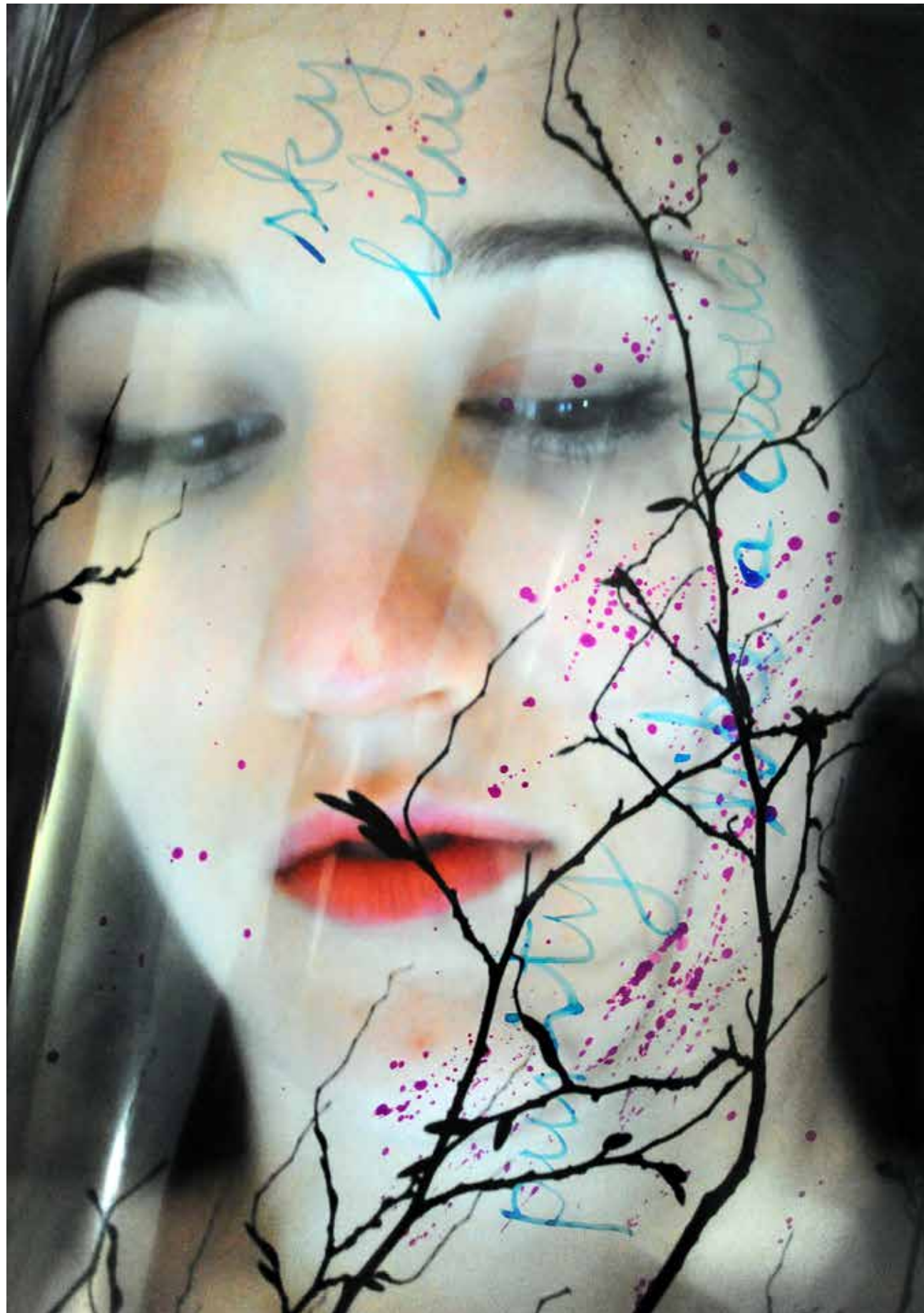
Mann abends wegging, ahnte sie doch, was dann abließ. Aber sie hatte kein Recht, ihm zu verbieten, sich in Bars mit Kollegen und Freunden zu treffen. Ist es doch das, was Männer eben tun. Als AIDS sich auch im Niger anfang auszubreiten, gehörte sie zu den weniger ängstlichen Frauen und schlug ihrem Mann vor, doch wenigstens Kondome mitzunehmen. Damit war sie wirklich mutig, denn ein anderer Mann hätte sie für diese Unverschämtheit verprügelt. Doch ihr Mut hat ihr nicht genutzt, ihr Mann brachte das Virus mit ins Ehebett. Das Benutzen von Kondomen zu Hause konnte sie nun wirklich nicht einfordern.

Und dann wurden beide mit der brutalen Realität konfrontiert. Sie hatte immerhin Glück, da ihr Mann die Schuld auf sich nahm und sie nicht mit der Behauptung, dass sie ihn angesteckt hätte, aus dem Haus warf. Er hat sie sogar um Vergebung gebeten, erwartete diese aber sofort, denn als Christin sei sie ihm das ja schuldig. Nur so einfach ist das mit dem Vergeben dann doch nicht.

Sie wollte am liebsten wegrennen, ihn nicht mehr sehen, aber wohin? Und fünf Kinder gab es auch noch. Sie blieb und pflegte ihren Mann bis zu seinem Tod. Noch ging es ihr gut, aber wie lange noch? Die Angst schwebte über ihr. Nicht so sehr die Angst davor, diese Erde zu verlassen, aber was würde dann mit ihren Kindern passieren? Nach dem Tod ihres Mannes nahm seine Familie das Wenige, was er ihr hinterlassen hatte, auch noch weg. Sie zog in die Nähe ihrer Eltern in eine einfache Lehmhütte. Es dauerte nicht lange und da wurde auch sie krank, sie verlor Gewicht, konnte nicht mehr essen, die Haare fielen aus. Verzweiflung machte sich breit, aber sie wollte leben, sie musste leben für ihre Kinder.

Dann geschah das Wunder, sie bekam als eine der ersten HIV-Infizierten im Niger Zugang zu einer Therapie! Sie nahm wieder zu, die Kraft kam langsam zurück, gegen Nebenwirkungen der Medikamente kämpfte sie an. Sie musste leben!

Und sie lebt noch immer nach 15 Jahren Therapie, mittlerweile versöhnt mit ihrem Schicksal und mit ihrem Mann.



Ich sitze an der Seite meiner Freundin Almutaha auf einer Strohmatte auf dem Gang des evangelischen Missionskrankenhauses, in dem ich neun Jahre als Chirurgin gearbeitet habe.

Jahre nach meiner Rückkehr nach Deutschland bin ich nun in anderer Funktion und im Auftrag der Caritas in den Niger gereist, um ein HIV-Projekt zu beraten. Ich nutze die Gelegenheit meine Freundinnen von damals zu besuchen, unter anderem auch Almutaha.

Sie ist Tuareg, eine Frau, der man auch im fortgeschrittenen Alter ihre außergewöhnliche Schönheit ansieht. Sie ist mittlerweile das zweite Mal verwitwet und lebt nun in der Familie ihres Bruders.

Bei der ersten Hochzeit war sie noch sehr jung und sie hatte erst einen Sohn geboren, als sie noch immer sehr jung zur Witwe wurde. Daraufhin wurde sie erneut verheiratet und ihr Kind kam zu Verwandten, denn der neue Mann wollte seine eigene Familie gründen. Doch blieben die Kinder in dieser Ehe aus. Ihr Mann arbeitete als Silberschmied und zog in die Nähe des Missionskrankenhauses, wo er eine bessere Chance hatte, seinen Schmuck zu verkaufen. Dort lernte ich Almutaha dann kennen. Ich besuchte sie oft und als gute Tuaregfrau war sie auch immer zu Hause anzutreffen. Sie verließ ihr Gelände so gut wie nie, denn ihr Leben spielte sich vor ihrer Lehmhütte ab. Nur wenn Verwandte zu Besuch kamen, die im Krankenhaus behandelt werden mussten, begleitete sie sie.

Ca. einmal im Jahr kam ihr Sohn aus erster Ehe sie besuchen. Dann war sie am glücklichsten. Er ist nun mal ihr ganzer Stolz. Wenn er dann wieder zu den Verwandten zurück musste, hörte sie über Monate nichts vom ihm. Als er alt genug war, zog er nach Libyen, um dort Arbeit zu finden. Von dem Zeitpunkt ab hörte sie nur noch alle Jahre vom ihm und die Sorge um ihn wurde ihr ständiger Begleiter.

Ihr zweiter Mann verdiente nicht schlecht, aber als er bei Betrügereien ertappt wurde, blieben die üblichen Käufer weg. Die Einnahmen gingen zurück und sie mussten ihr kleines Grundstück weitervermieten. Auch Almutaha wurde nun im Dorf scheel angesehen. Aber sie trug es mit der ihr innewohnenden Würde. Schließlich wurde ihr Mann krank. Er hatte Tuberkulose, wurde behandelt, hatte einen Rückschlag, wurde behandelt und schließlich verstarb er dann doch, wahrscheinlich

nicht nur aufgrund der Tuberkulose. Nun war Almutaha erneut verwitwet, allerdings in einem Alter, indem eine Wiederverheiratung keine Option mehr war, denn Kinder würde sie wohl nicht mehr gebären. So zog sie zur Familie ihres Bruders, wo sie bis zum heutigen Tag lebt. Auch er hat bereits die dritte Frau, nachdem die ersten beiden aufgrund von Schwangerschaftskomplikationen gestorben waren.

Das Leben von Almutaha war nie leicht, aber sie besitzt die Fähigkeit, es so anzunehmen, wie es ist.

Wenn immer ich sie besuche, fällt mir diese ausgeglichene Präsenz auf, die sie ausstrahlt. Sie ist einfach da, sitzt auf ihrer Matte, manchmal zieht sie Perlen auf oder bereitet Tee für die Gäste. Sie träumt nicht von großen Dingen, sie lebt einfach Tag für Tag in der Gegenwart ohne große Erwartungen. Sie freut sich an den kleinen Dingen, z.B. dem Lachen ihrer Neffen und Nichten und natürlich über Besuch. Auch wenn sie keinen Gottesdienst besucht und die Bibel nicht lesen kann, strahlt sie doch eine tiefe Verbundenheit mit Gott aus.

Nun sitze ich mit ihr an der Seite ihrer sterbenden Schwägerin, die vor einiger Zeit zu Besuch kam, um im Krankenhaus Hilfe zu finden. Aber leider war ihr dort nicht mehr zu helfen. Sie hat Krebs im fortgeschrittenen Stadium und so blieb sie bei ihrem Bruder, da sie zu schwach war, wieder zurück zu reisen. Letzte Nacht ging es ihr so schlecht, dass Almutaha sie doch noch einmal ins Krankenhaus brachte. Man hatte ihr eine Infusion angelegt, die Schmerzen und den Brechreiz bekämpft. Das Krankenhaus ist überfüllt und so liegt sie auf einer Matte auf dem Gang zwischen Station und Operationssaal. Wie oft bin ich diesen Gang entlang geeilt, sei es auf dem Weg zur nächsten Operation oder zur Visite der Patienten.

Heute sitze ich hier mit auf dem Boden und kann nichts tun. Die kompetente Ärztin, die behandelt und operiert, ist jetzt nicht gefragt. Hier geht es einfach nur darum, dabei zu sein, da zu sitzen und Almutaha und ihrer sterbenden Schwägerin nahe zu sein. So nehme ich Almutahas Haltung ein, die mir in ihrer Fähigkeit, einfach da zu sein, weit voraus ist. Almutaha begleitet ihre Schwägerin bis zu deren letzten Atemzug, nachdem ich schon lange wieder weg bin und meiner Arbeit nachgehe. Könnte es sein, dass Gott sich für uns genau jene Präsenz wünscht, die Almutaha hier tag-ein und tagaus lebt?

gegenwärtig



Ich sitze mit meiner Mutter in einer Lehmhütte im Dorf, wo wir meine kranke Freundin besuchen. Sie empfängt uns auf ihrer Matte liegend. Sie freut sich über den hohen Besuch. Mütter werden hier sehr geschätzt und je älter sie sind umso mehr. So fühlt sie sich durch den Besuch meiner Mutter geehrt.

Nachdem ich acht Jahre im Niger im Missionskrankenhaus arbeite, hat sich meine Mutter schließlich aufgemacht, mich mit ihren 75 Jahren zu besuchen. Sie taucht hier in eine ihr völlig unbekannte Welt ein. Sie spricht weder Französisch oder Englisch noch Hausa und kommuniziert mit Händen und Füßen. Dennoch versteht sie sich mit unserer Haushaltshilfe prächtig und sie haben viel Spaß beim gemeinsamen Kochen. Nun sitzen wir hier in der heißen Hütte meiner Freundin, die Fliegen schwirren um uns her und plötzlich erzählt meine Mutter, dass ihr diese Welt doch nicht so unbekannt ist.

Sie fühlt sich in ihre Kindheit zurückversetzt. Aufgewachsen in einer Laube aus Holz mit einem Boden aus gestampfter Erde, in der die gesamte Familie in einem großen Raum zusammen lebte. Mit Kleinvieh, Gemüse und Blumenanbau im Garten sind ihr die Enge, die Einfachheit und auch die Fliegen wohlbekannt. Auch viele andere Geschichten, die sie mir aus ihrer Kindheit erzählt, decken sich mit denen der nigrischen Frauen. Da ist die Armut, die untergeordnete Stellung der Frau, das Leid, aber auch der Zusammenhalt der Großfamilie.

Als sie 1925 als uneheliches Kind geboren wird, entscheidet die Familie ihrer Mutter, dass diese nicht für sie sorgen kann und so kommt sie zu Onkel und Tante, die sie für ihre Eltern hält, bis sie plötzlich im Alter von fünf Jahren zu ihrer wahren Mutter, die nun geheiratet hat, ziehen muss.

Ihre Welt bricht zusammen.

Ihr geliebter Vater (Onkel) ist nun unerreichbar weit weg und sie lebt stattdessen bei ihrer ihr noch völlig unbekannten Mutter und deren Mann. Dieser Stiefvater lässt seine sadistischen Neigungen an ihr aus und

es folgen Jahre unvorstellbaren Leids. Nach drei Jahren stirbt der Stiefvater. Ihre Mutter hat mittlerweile zwei Kinder und ist mit dem dritten Kind hochschwanger. Damals ist es undenkbar, dass sie als Witwe alleine lebt und so zieht eine ihrer Schwestern und deren Mann zu ihr. Für meine Mutter bedeutet dies, nun zwar nicht mehr gequält zu werden, aber mit ihren acht Jahren muss sie nun schwer arbeiten und bezieht schnell mal Prügel, wenn sie etwas vermeintlich falsch macht. Wenn im Winter das Geld vom Blumenverkauf aufgebraucht ist, wird sie zur reichen Großtante zum Geldleihen geschickt. Obwohl sie gerne lernt und von einer Ausbildung zur Verkäuferin träumt, muss sie nach acht Jahren die Schule abbrechen, um zunächst beim Blumenverkauf zu helfen. Dann arbeitet sie in einer Rüstungsfabrik, denn es herrscht Krieg in Deutschland und nach Ende des Krieges erlebt sie in Berlin die Besetzung durch die russische Armee, dann den Kampf ums tägliche Essen und schließlich die Arbeit auf dem Bau. Sie muss viel Schweres erfahren, gibt aber nie auf. Ihr Wunsch einmal eigene Kinder und einen guten Mann zu haben, gibt ihr die Kraft dazu. Und obwohl sie mit dem Gott der Kirche nie viel anfangen kann, bittet sie diesen Gott dennoch um genau diesen Mann. Sie erträgt Gott nur aus der Ferne, zu überwältigend ist ihr Leid, aber tief im Innern bewahrt sie sich einen „kleinen“ Glauben.

Und so hat sie diesen Mann gefunden, der gut zu ihr war und ihr bis zu seinem Tode zur Seite stand. Ihr Leben war geprägt von Kampf, zunächst ums Überleben. Später kämpfte sie dafür, dass es ihrer Familie und vor allem ihren beiden Kindern einmal besser gehen soll als ihr. Sie hat ihnen alles gegeben, was sie geben konnte und sie hat es geschafft, ihre Lebenssituation radikal zu verändern. Es liegt nur eine Generation zwischen meiner Lebensrealität und der meiner Mutter, deren Leben so dem der Frauen im Niger ähnelte.

Ich sitze in dieser Hütte und beginne zu ahnen, warum ich mich mit diesen „einfachen“ nigrischen Frauen so verbunden fühle, diesen Frauen, mit denen ich auf dem ersten Blick nichts gemeinsam habe, warum mir aber das vermeintlich Fremde so vertraut ist.

geliebt



Houssi sitzt in einem Dorf im Niger am Straßenrand und verkauft Erdnüsse. Sie hat sie in leeren Tomatenmarkdöschen portioniert. Sie verkauft nicht viel und es sind nur ein paar Francs, die sie den ganzen langen Tag über verdient. Aber sie hat ja Zeit. Bei uns würde sie in ihrem Alter in einem Seniorenheim versorgt werden. Im Niger lebt sie auf dem Hof ihres Sohnes in einer winzigen Lehmhütte. Ihr Sohn versorgt sie, so gut er kann, aber er hat viele Münder zu füllen. Die Familie ist groß und wenn die Hirseernte schlecht ausfällt, gehen die Kinder und auch Houssi schon mal hungrig zu Bett. Da ist es für Houssi selbstverständlich, zu versuchen, etwas beizusteuern. Sie ist nicht anspruchsvoll. Ihr Leben war nie leicht. 10 Kinder hat sie zur Welt gebracht, 6 haben überlebt und haben wiederum viele Kinder. Auf die Frage nach der Zahl ihrer Enkelkinder lächelt sie nur. Wieso sollte sie sie zählen? Sind sie bei ihr, ist es gut und sie werden geherzt und bekommen Geschichten erzählt. Ihr Mann ist schon lange tot, aber auch als er noch lebte, hat er sich nicht sonderlich um sie gekümmert. Sie musste sehen, wie sie und ihre Kinder überleben. Irgendwie ist sie durchgekommen,

doch das Leid um die Kinder, die sie verloren hat, trägt sie in ihrem Herzen.

Betrachtet man ihr Gesicht, dann lassen sich die Spuren all des Leides, das sie erlebt hat, inmitten der tiefen Falten nur erahnen. Houssi strahlt eine ihr ganz eigene Schönheit aus. Das liegt wohl an ihren Augen, die Ruhe und Frieden ausstrahlen.

Houssi besucht keinen Gottesdienst, dennoch spüre ich eine tiefe Spiritualität in ihr. Sie scheint zu wissen, woher sie kommt und wohin sie geht

Dort am Straßenrand auf der Erde sitzend, strahlt sie eine unbeschreibliche Würde und Kraft aus.

Ich gehe sie gerne besuchen. Meistens nehme ich etwas mit, etwas zu essen oder ein Kleidungsstück. Sie freut sich, aber wenn ich wieder gehe, bin immer ich die Beschenkte.

In wessen Augen habe ich da geschaut?

schön



Die Worte Jesu, die er am Kreuz sprach, „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, wurden sicherlich von den Frauen gehört, die nahe dabei standen.

Warum waren es ausgerechnet die Frauen, die bei ihm blieben, auch als er schon am Kreuz hing, und nicht nur Maria, seine Mutter?

Was hat sie bewogen, bei einem offensichtlichen Verlierer zu bleiben? Glaubten sie vielleicht noch an andere Werte als Erfolg, Sieg und Macht?

Konnten sie sich mit dem Leidenden verbinden, konnten sie das Verlassensein, das Ausgeliefertsein, die Hilflosigkeit nachempfinden?

Wenn ich im Osten der Demokratischen Republik Kongo unterwegs bin, von der UNO 2013 als Welthauptstadt der Vergewaltigungen bezeichnet, dann sehe ich vor meinem geistigen Auge all diese gequälten, von Gott verlassenen Frauen unter dem Kreuz Jesu. Ihnen sind Grausamkeiten widerfahren, die man sich nicht vorstellen will und kann. Sie haben ihre eigene „Kreuzigung“ erlebt.

Etwas in ihnen ist gestorben. Lebende Tote, die wieder auferstehen müssen.

Auch sie befinden sich am Kreuz Jesu und sie warten auf Heilung. Sie stehen dort gemeinsam mit Maria.

Ihre Wunden, vor allem die seelischen, heilen nicht von heute auf morgen. Da braucht es viel Zeit, Zuwendung und Liebe.

Aber Heilung ist möglich. Es gibt kein Gefühl, das Jesus nicht auch durchlebt hätte, damit er Wunden heilen kann.

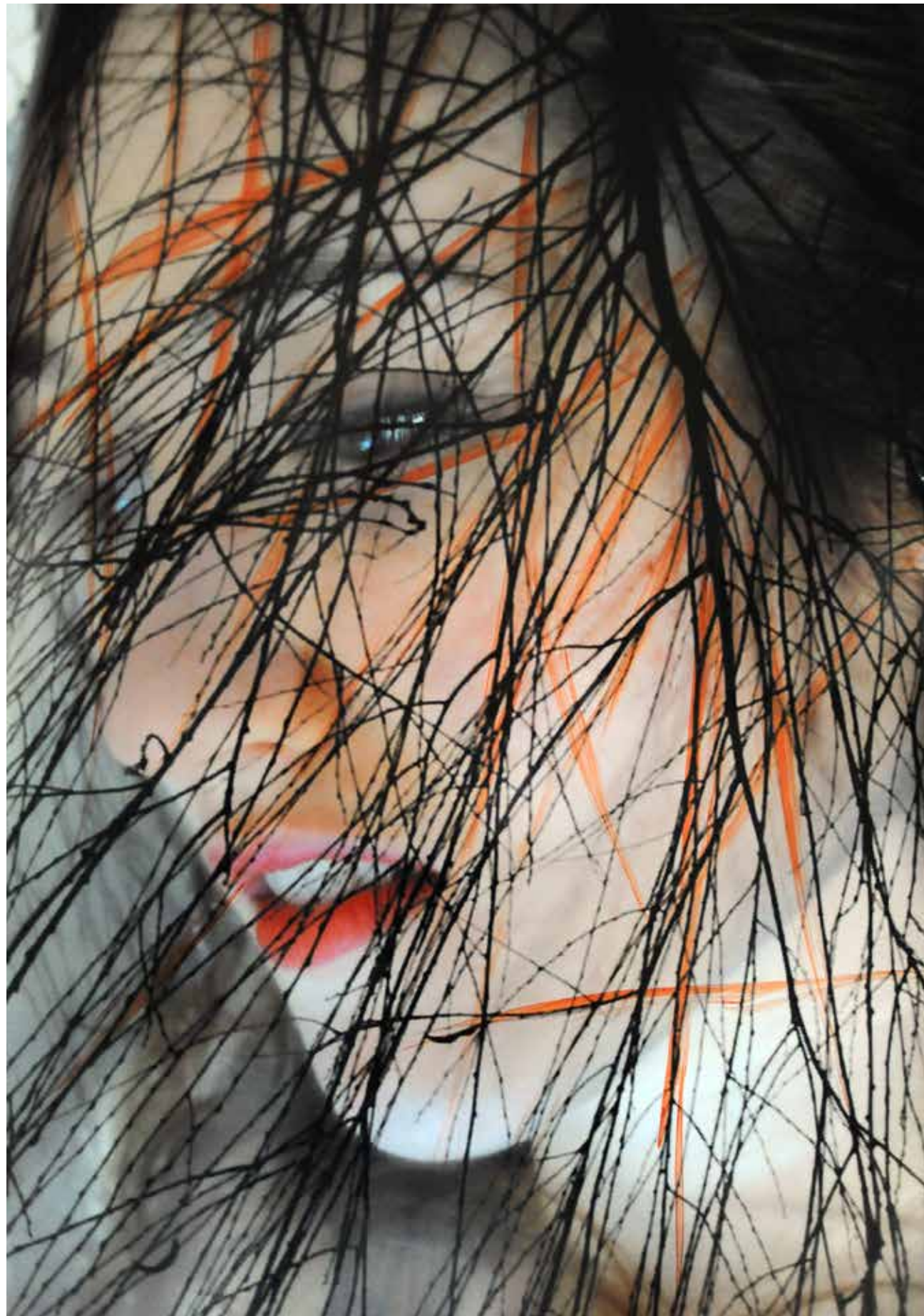
Welche Rolle kommt da der Kirche zu, diesen Frauen einen Weg zur Heilung zu bahnen? Auch diese Frauen sind ein Teil der Kirche, aber Priestern fällt es häufig schwer, auf deren Leid einzugehen oder dieses Thema auch nur zu erwähnen. Oftmals stellt dann Maria für jene Frauen den Zugang zu diesem Gott, der tröstet und heilt, dar.

Aber es braucht auch andere Frauen, die hinschauen, wo gelitten wird und die sich auf den Weg machen, um diesen Frauen zu helfen, ins Leben zurück zu finden.

Eine solche Frau ist Eugène, eine Frau, die im Krieg mehrere Angehörige verloren hat, unter anderem auch eine Cousine durch eine brutale Vergewaltigung. Sie hat im Ostkongo eine kleine Organisation gegründet, die Überlebenden hilft, so dass deren Wunden heilen können.

Jesus hing gottverlassen am Kreuz, aber er blieb dort nicht hängen. Er ist auferstanden und hat uns allen damit den Weg zurück ins Leben gebahnt. Dort wo es Frauen schaffen, nicht an ihrem Kreuz hängen zu bleiben, da machen sie sich auf und bahnen auch anderen den Weg zurück ins Leben.

aufbauend



Heute bekomme ich Besuch von Lemi, einer Fulani-frau, die im Dorf nicht weit entfernt von dem Krankenhaus, in dem ich arbeite, wohnt. Ich habe sie kennen gelernt, als ich ihre Nachbarn besuchte. Sie wohnt mit ihrer großen Familie in einer kleinen Lehmhütte. Aber das Leben spielt sich in diesem heißen Land ohnehin vor der Hütte ab. So kommen wir schnell ins Gespräch. Sie ist immer offen und erzählt mir viel von ihrem Leben und ihrer Familie.

Viele Fulani-Nomaden, die mit ihren Tieren von Ort zu Ort ziehen, haben angesichts der immer wiederkehrenden Dürren im Niger ihre Herden verloren und leben nun total verarmt in den Dörfern. Sie besitzen selten eigenes Land und ihre Möglichkeiten, ein Einkommen zu erwerben, sind sehr beschränkt. Viele Männer versuchen eine Stelle als Wachmann zu erhalten, was in einen kleinen Ort sehr schwierig ist oder so verdingen sie sich als Farmarbeiter. Das heißt, sie arbeiten auf den Feldern ihrer Nachbarn, die selber über wenig Einkommen verfügen und entsprechend schlecht bezahlen. Oft wird in Naturalien gezahlt, also mit der Ernte, wenn sie dann eingebracht ist.

Dennoch hat Lemi zehn Kinder geboren, die alle so mager sind wie sie und ihr Mann. Zur Schule gehen nur einige der Jungs, die anderen bleiben zu Hause und wenn sie älter werden, müssen sie mit aufs Feld.

Lemi wollte niemals zehn Kinder haben. Sie liebt ihre Kinder und sorgt sich um sie und doch weiß sie oftmals nicht, wie sie sie alle satt bekommen soll. Lieber hätte sie weniger Kinder, denen es gut geht, die satt ins Bett gehen können und auch die Schule besuchen. Doch war es ihr unmöglich, die Anzahl der Kinder mit ihrem Mann zu verhandeln. Sie weiß, dass es im Krankenhaus Medizin gibt, die neue Schwangerschaften verhindern könnten, aber ihr Mann wollte davon nichts wissen.

Heute sieht sie niedergeschlagen aus und als ich sie frage, warum ich sie länger nicht gesehen habe, erzählt sie mir, dass ihr dreijähriger Sohn gestorben ist. Er bekam Fieber und als es nicht besser wurde und sie ihn schließlich ins Krankenhaus bringen durfte, war es bereits zu spät. Auch dort konnte man ihm nicht mehr helfen. Die Malaria war stärker als sein kleiner von Unternahrung ohnehin schon ausgezehrt Körper.

Ich bin erschüttert und drücke mein Mitgefühl aus. Mir fehlen die Worte, sie zu trösten.

Was kann eine Mutter auch trösten, wenn sie ihr Kind verliert?

Mir gehen Bemerkungen anderer Missionare durch den Kopf, dass der Schmerz einer afrikanischen Mutter über den Verlust eines ihrer Kinder mit dem einer Mutter aus „entwickelten“ Ländern nicht zu vergleichen ist.

Wieso eigentlich nicht? Weil sie noch weitere Kinder hat?

Lässt sich Schmerz denn messen und bewerten?

Auch wenn Lemi ihre Trauer anders ausdrückt als wir dies in Deutschland tun würden, so steht ihr der Schmerz deutlich im Gesicht.

Mütter sind Mütter! Egal wo.

Doch gerade weil Lemi noch weitere neun Kinder hat, die sie brauchen, muss das Leben weiter geben, damit sie für sie sorgen kann. Ihre Trauer muss sie mit sich selbst abmachen. Und wenn man nicht genau hinschaut, dann ist davon äußerlich auch nichts sichtbar.

Leider bleibt der kleine Abdou nicht das einzige Kind, das der Tod ihr wieder nimmt und so wächst in ihrem Herzen der Schmerz.

Dennoch schafft sie es, ihr Herz nicht bitter werden zu lassen. Im Gegenteil hat es noch Platz für andere Menschen.

Das bekomme ich deutlich zu spüren, als ich nach Jahren wieder zu Besuch in den Niger komme. Ich werde von vielen Menschen begrüßt, auch von Lemi, die zu denen gehört, die mir ein Willkommensgeschenk bringen. Offensichtlich hat sie den Laib Brot, den sie bringt, von dem Wenigen, was sie und ihre Familie zum Leben haben, abgezackt. Das berührt mich zutiefst. Sie weiß, dass ich mir mehr als nur ein Brot selber kaufen könnte, aber sie möchte ihre Freude darüber ausdrücken, mich zu sehen und das ist ihr das Brot wert.

mütterlich



Im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo komme ich mit einer Ordensfrau ins Gespräch. Sie berichtet von den Schrecken des Krieges, davon, was die Bevölkerung und besonders die Frauen durchmachen mussten. Und noch Jahre nach offizieller Beendigung des Krieges werden Frauen vergewaltigt, nun nicht mehr von Soldaten sondern von Zivilisten. Es ist etwas in der Gesellschaft geschehen, das dieses Bild der Frau als Objekt, das jederzeit benutzt werden kann, aufrechterhält. Die Kirche schweigt zu dem Thema. Es ist wohl zu unangenehm und kompliziert.

Das muss aber nicht immer so sein. Während des Krieges hatte der damalige Bischof die Situation erkannt und seine Ordensfrauen auf den Vorstoß der Gegner vorbereitet, indem er ihnen erlaubte bzw. empfahl, die Pille zu nehmen. So blieb ihnen (und auch der Kirche) zumindest eine Schwangerschaft als Folge der Vergewaltigung erspart.

Ich bin beeindruckt, dass hier ein Bischof auf die Lebensrealität der Ordensfrauen eingeht und sich infolgedessen über Gebote hinwegsetzt und somit Barmherzigkeit Raum gibt.

Gleichzeitig stellen sich mir viele andere Fragen. Noch immer wird das Verbot des Einsatzes nicht natürlicher Familienplanungsmethoden gerade in der

Demokratischen Republik Kongo und anderen afrikanischen Ländern sehr ernst genommen.

Was würde hier Barmherzigkeit für Frauen bedeuten, die mit einem HIV-infizierten Mann verheiratet sind und Kondome nicht benutzen dürfen?

Wäre es nicht barmherzig, einer verheirateten Frau zu ermöglichen, Risikoschwangerschaften zu vermeiden und Abstände, die das Risiko für Mutter und Kind minimieren, zwischen den Schwangerschaften einzuhalten? Auch dann, wenn sie mit ihrem Ehemann natürliche Methoden nicht verhandeln kann?

Auch hier gibt es immer wieder mutige Ordensfrauen, die als Erste bereit sind, diese Barmherzigkeit zu leben, auch wenn sie gegen kirchliche Normen verstoßen. Sind sie es doch, die Frauen unter der Geburt sterben und zu früh abgestillte Kinder in die Unterernährung rutschen sehen. Bei diesen Schwestern scheint ihr weiblicher Instinkt, Leben zu geben und zu bewahren, stärker als das Gebot des Gehorsams.

Aber wieso müssen viele dieser in Gesundheitszentren arbeitenden Ordensfrauen, diese Barmherzigkeit noch immer heimlich hinter dem Rücken ihres Bischofs ausüben?

barmherzig



Ich reise mit meinem Mann durch den Niger und gerade wurden wir von einem Polizisten gestoppt. Wir sollen in einer Einbahnstraße in die falsche Richtung gefahren sein. Ein Schild haben wir zwar nicht gesehen, aber wenn die Polizisten länger kein Gehalt erhalten haben, dann finden sie viele Gründe, ein Bußgeld zu erheben. Argumentieren hilft da gar nicht, dennoch versuchen wir unser Glück, zumal wir in Begleitung meiner Schwiegermutter unterwegs sind. Sie hat sich auf den weiten Weg zu uns gemacht, denn sie möchte wissen, wie wir leben. Nun zeigen wir ihr ein wenig von dem Land, das so ganz anders als Deutschland ist. Aber sie ist begeistert von der kargen Natur, den vielen Brauntönen und vor allem den Menschen, die sie alle freundlich anlächeln und mit Mama anreden. Dies ist hier eine Art der Ehrerbietung älteren Frauen gegenüber.

Nun erklären wir dem Polizisten, dass wir mit unserer Mutter aus Deutschland unterwegs sind. Sofort ändert sich seine Miene, er spricht sie mit Mama an und sie erklärt ihm nun zwar auf Deutsch aber bestimmt, dass wir gar nichts Falsches gemacht haben. Er hört zu, lächelt, wünscht eine gute Fahrt und lässt uns ziehen. Meine Schwiegermutter ist begeistert. Sie liebt dieses Land nun noch mehr. Sie scheint ohnehin keinerlei Berührungängste zu haben. Auch ohne jegliche Sprachkenntnisse tritt sie mit den Menschen in Kontakt, sie lacht mit den Frauen und trommelt mit den jungen Männern. Wenn man sie so erlebt, könnte man meinen, ihr Leben sei immer eitler Sonnenschein gewesen. Aber auch sie ist durch tiefe Täler gegangen. Vielleicht kann sie sich deshalb so gut mit den Menschen und vor allem auch mit den Frauen hier verbinden. Sie ist in einer Zeit großgeworden, in der auch in unserem Land Mädchen und Frauen kaum Chancen hatten, dafür aber umso mehr rollenspezifischen Erwartungen entsprechen mussten.

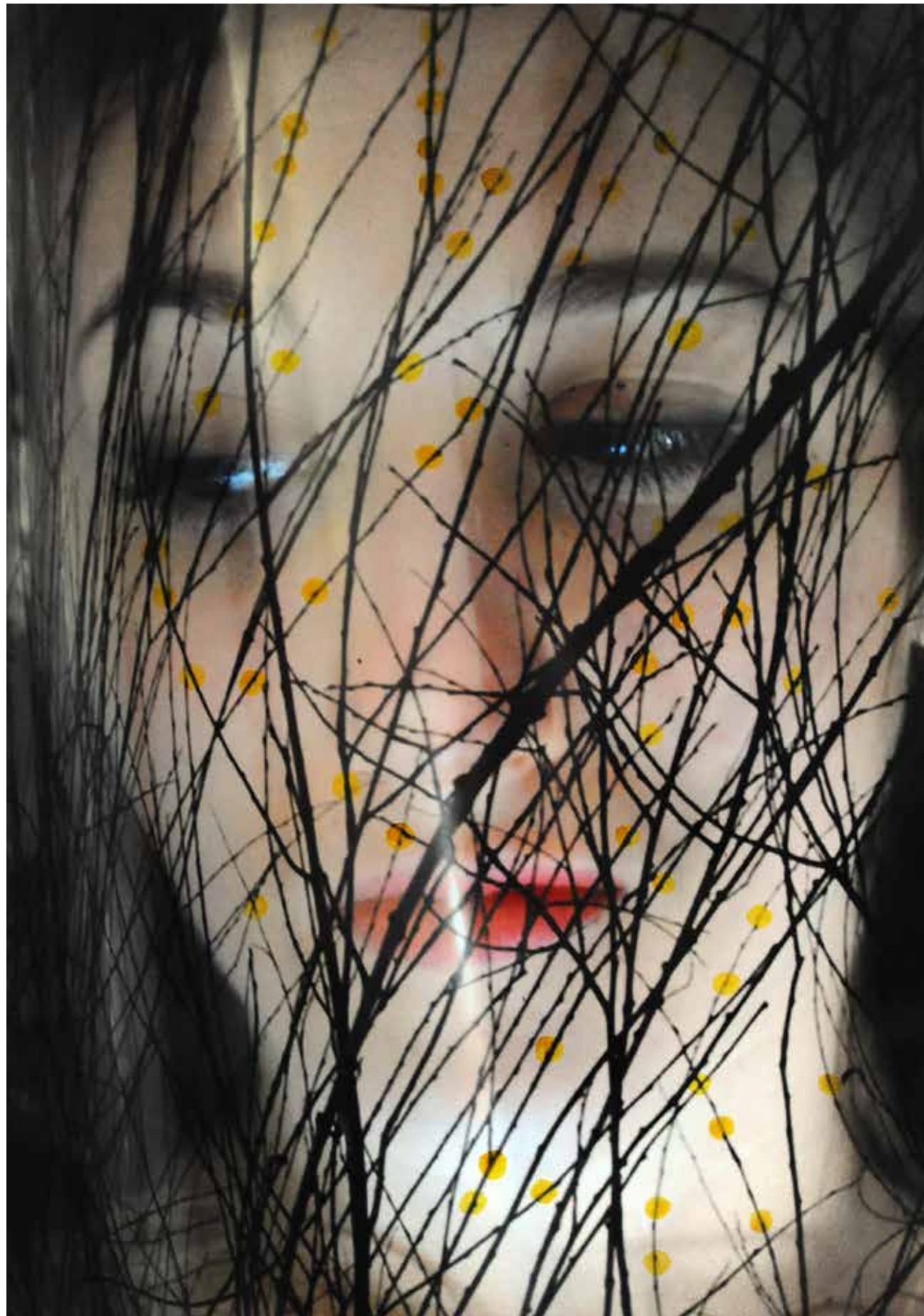
Sie konnte allerdings auf eine glückliche Kindheit zurückschauen, zwar mit einem sehr autoritären Vater,

der aber finanziell gut gestellt war. So stand ihr an sich eine gute Ausbildung offen. Bei der ersten schlechten Note musste sie aber die Schule verlassen. Und dann kam der Krieg, der alle noch verbleibenden Träume platzen ließ. Sie musste als Funkerin arbeiten, verliebte sich in einen Soldaten und wartete jahrelang auf ihn. In dieser Zeit versorgte sie ihren alten Großvater. Nach Ende des Krieges kam der Geliebte endlich von der Front zurück und sie konnten heiraten. Doch das war nicht mehr der Mann, den sie kennengelernt hatte, auf den sie jahrelang gewartet hatte. Ihr Mann kam schwer traumatisiert und depressiv aus dem Krieg zurück. Das Zusammenleben wurde immer unerträglicher, bis die Ehe letztendlich geschieden wurde. Sie suchte sich eine Arbeit und schlug sich durch. Später lernte sie ihren zweiten Mann kennen und brachte dann kurz hintereinander zwei Söhne zur Welt. Der jüngere kam zu früh und sehr krank zur Welt, so dass eine schwere Zeit der Sorge und Pflege begann. Sie war mehr als gefordert mit den beiden Kleinen. Und irgendwann bemerkte sie, dass der Krieg auch in ihrem zweiten Mann seine Spuren hinterlassen hatte. Er redete nicht darüber, versuchte aber das Erlebte durch Alkohol besser zu ertragen. Den Kindern zuliebe harnte sie aus in dieser schwierigen Ehe, doch als beide Söhne aus dem Haus waren, schaffte sie es, sich zu trennen und mit 58 Jahren einen Neuanfang zu wagen.

Es ist die Zeit, in der sie ihren Glauben entdeckte, der sie stärkte und ihr auch den Mut zu diesem Schritt gab. Sie lebte diesen Glauben, indem sie zunächst für sich sorgte, um dann noch vielen Menschen zum Segen zu werden.

Wenn ich über ihr Leben nachdenke, dann spüre ich diese Freude am Leben und an Gott, dem Schöpfer des Lebens, die ihr immer wieder Kraft gab. Es ist diese ihr innewohnende Freude, die von den Widrigkeiten des Lebens nicht erstickt werden konnte, die ich so oft auch in den Frauen im Niger entdeckte; wenn in Augenblicken des Singens und Tanzens der Alltag an Bedeutung verliert.

neugierig



Messe in einem kleinen Ort in einer äußerst abgelegenen Region Kameruns.

Die Kirche ist brechend voll. Erstaunlich, wie viele Menschen auf eine Kirchenbank passen. Die zuletzt kommen, müssen dann doch stehen bleiben. Hier gibt es nicht nur Priester, Frauen und Kinder, auch Männer füllen die Bänke. Die Stimmung ist ausgelassen, der Priester tanzt durch das Mittelschiff der Kirche, er macht den Vorsänger und die Gemeinde singt nach. In der Predigt geht es dann um den Wert von Mädchen, deren Recht auf Schulbildung und die Verantwortung der Gemeinde diesen Mädchen gegenüber.

Das Predigtthema kommt nicht von ungefähr, denn in der Region gibt es die lange Tradition der Verheiratung von jungen Mädchen. Dies ist zwar offiziell verboten, aber in dieser abgeschiedenen, sehr armen Ecke Kameruns schauen die Behörden einfach weg. Mädchen werden bereits im Alter von 5 bis 10 Jahren „verheiratet“. Normalerweise an finanziell besser gestellte Männer, die die Kinder zunächst nur zur Hausarbeit einsetzen. Der Schulbesuch ist dann meistens beendet. Sobald sie in die Pubertät kommen, ergeben sich damit auch alle anderen ehelichen Pflichten. Diese Praxis ist oftmals der einzige Weg für arme Familien, sich

mithilfe der Mitgift aus einer finanziellen Notsituation zu befreien. Sollte ein Mädchen zu den Eltern flüchten, fühlen sich diese gezwungen, es wieder zurückzubringen, denn sonst müssten sie die Mitgift rückerstatten. Das aber ist ihnen unmöglich.

Die Priester der Gemeinde haben diese Praxis als Form der Sklaverei erkannt und engagieren sich nun für diese Mädchen. Sie haben die Gemeinde mobilisiert, gegen diese Praxis vorzugehen. Einige Mädchen wurden bereits befreit, Aufklärungskampagnen gestartet. Gemeindeglieder arbeiten freiwillig mit; nicht nur Frauen, sondern auch Männer. Kirche hat hier erkannt, dass auch Mädchen wertvoll sind und geschützt werden müssen.

Sind sie doch als Abbild Gottes geschaffen.

Offensichtlich gehören zu Gottes Abbild ein weiblicher und ein männlicher Teil. Nur wenn beide präsent sind, ergibt sich ein Ganzes. Dies gilt wohl auch für die Kirche. Und dort, wo Kirche beginnt den Wert von Frauen zu entdecken, können Wunden geheilt werden und es kann sich eine Dynamik entwickeln, die in eine lebendige Spiritualität mündet.

beschützt



Rita lebt in Kamerun, in einem Dorf mitten im Busch direkt am Grenzfluss zu Nigeria. Hier leben die Bewohner alle mehr schlecht als recht vom Fischfang. Rita ist hier groß geworden. Sie kennt nichts anderes und als sie noch sehr jung war, wurde sie verheiratet. Die Schule hat sie nur kurz besucht. Wozu braucht sie auch lesen und schreiben zu können? Sie hat genug mit dem Haushalt und den Kindern zu tun. Mittlerweile hat sie fünf Kinder und alleine das Kochen braucht viel Zeit. Es gibt keinen Strom in diesem Dorf und das Wasser muss vom Fluss geholt werden, wozu eine äußerst hohe und steile Böschung überwunden werden muss. Holz wird im Wald gesammelt. Es wimmelt nur so von Mücken und die Kinder sind oft krank. Manchmal müssen sie in die nächste Krankenstation gebracht werden, was eine Fahrt mit dem Boot bedeutet und Rita einen ganzen Tag kostet.

Aber Rita ist zufrieden mit ihrem Leben, immerhin hat sie eine Holzhütte mit einem ordentlichen Ehebett. Ihr Mann arbeitet und sorgt so gut er kann für seine Familie. Auch dies ist nicht selbstverständlich und Rita kann mehr als froh sein. Immerhin haben sie jeden Tag mindestens einmal zu essen, ab und zu reicht es sogar für zwei Mahlzeiten.

Ich lerne Rita kennen, als ich mit drei Mitarbeitern der Diözese Mamfe in eine noch entlegene Region unterwegs bin. Es war nicht vorgesehen, in Ritas Dorf Halt zu machen, aber wenn man in dieser unzugänglichen Gegend unterwegs ist, muss man mit Unvorhergesehenem rechnen. Da die Straßen nicht passierbar sind, waren wir gezwungen mit dem Boot zu reisen. Wir mussten auf dem Fluss nach Nigeria reisen, dort in ein Auto umsteigen, um weiter nördlich wieder nach Kamerun zurückzukehren. Auf dem Hinweg hatten wir bereits Probleme, da das Boot leck schlug und wir nur dank örtlicher freundlicher Fischer nicht baden gegangen sind und dann das Boot wieder flott bekamen. Auf dem Rückweg brauchen wir ewig, bis wir den Fluss erreichen und endlich im Boot sitzen. Unser Ziel ist nur noch eine Stunde entfernt, als uns die Dunkelheit ereilt. Ich stelle fest, dass das Boot kein Licht hat und ich frage mich, wie der Bootsführer es fertig bringen soll, andere Boote nicht zu rammen. Aber während ich noch

überlege, fährt unser Boot ans Ufer, hält an und unser Bootsführer eilt die Böschung hinauf und wird nicht mehr gesehen. Sobald der Fahrtwind aufhört, fallen die Mücken gnadenlos über uns her und ich hülle mich so schnell wie möglich in mein Wickeltuch. Meine Begleiter diskutieren noch, wie es nun weitergeht, aber mir ist klar, dass wir hier mitten im Busch am Rande des Flusses unsere Nacht verbringen werden.

Schließlich erklimmen wir die Böschung und befinden uns nun im Dorf, wo wir überlegen, was zu tun ist. Einer meiner Begleiter kennt Rita und ihre Familie und sucht sie auf. Ohne zu zögern, heißen sie uns willkommen. Sie haben bereits gegessen und da es nichts mehr im Haus gibt, können sie uns auch nichts anbieten, auch nicht ihr Trinkwasser, das aus dem Fluss kommt. Aber sie schaffen es, im Dorf eine lauwarme Limonade für mich aufzutreiben.

Als ich noch überlege, wie ich wohl die Nacht mit den Unmengen von Mücken überstehen werde, bittet Rita mich und meine Begleiterin in ihr kleines Haus. Sie führt uns in ihr Schlafzimmer und deutet auf das Ehebett. Wir sollen dort schlafen. Ich kann mich mit Rita nicht unterhalten, aber diese Sprache der Gastfreundschaft verstehe ich gut und ich bin tief berührt. Als wir bereits eine ganze Weile im Bett liegen, übrigens ohne von Mücken geplagt zu werden, und Rita glaubt, dass wir eingeschlafen sind, kommt auch sie ins Zimmer und legt sich vor das Bett auf den nackten Fußboden. Es ist mir ziemlich unangenehm, sie dort so liegen zu sehen und am liebsten würde ich sie auch ins Bett bitten. Das würde schon gehen, aber ich spüre, dass es besser ist, nicht zu reagieren und einfach zu schlafen. Am Morgen als wir aufstehen, ist Rita auch schon wieder draußen. Ihr Mann hat sich mit meinen männlichen Begleitern einfache Matratzen im Vorraum geteilt.

Als der Tag anbricht und es hell wird, gehen wir wieder zum Boot und setzen unsere Fahrt fort. Rita begleitet uns noch bis zum Ufer und lächelt uns nach.

Ich sitze im Boot und bin zutiefst dankbar. Die Nacht, die unerträglich zu werden drohte, wurde dank Ritas Gastfreundschaft zu einem Geschenk.

gastfreundlich



Nach meiner zweitägigen Anreise über Uganda bin ich endlich in Ariwara angekommen, einem Ort im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo, nicht allzu weit entfernt von der Grenze zu Uganda. Der Ort gehört zur Diözese Mahagi-Nioka, die vom Rest des Kongos aus aufgrund der nicht vorhandenen Infrastruktur nur schwer zu erreichen ist. Ich habe die Diözese bereits mehrmals besucht, es aber noch nie bis hierher geschafft, da die Straße zwischen dem Sitz des diözesanen Gesundheitsdienstes in Mahagi, den ich auf jeden Fall besuchen muss, und Ariwara so schlecht ist, dass man mir die Fahrt nie zuzumuten wollte. Nun soll es doch möglich sein und so habe ich die Grenze von Uganda aus direkt auf der Höhe von Ariwara überschritten. Morgen soll es dann weiter nach Mahagi gehen. Der Caritas Direktor, der mich abgeholt hat, hält sich allerdings etwas bedeckt, wenn es darum geht, wie wir am nächsten Tag nach Mahagi reisen werden. Die einfachste Möglichkeit besteht darin, die Straße in Uganda, also jenseits der Grenze, zu nutzen, aber dazu würde ich ein anderes Visum benötigen.

Aber warum sollen wir uns heute bereits den Kopf zerbrechen, wie wir morgen weiterreisen werden? Ich bin nun gut angekommen und das ist Grund genug zu feiern. Und die Schwestern, bei denen ich wohne, feiern äußerst gern. Sie unterhalten das örtliche Krankenhaus, das ich gleich nach meiner Ankunft ausführlich besichtige. Abends essen wir dann gemeinsam.

Die Schwestern, die hier unter einfachen Bedingungen leben, sind alle im Krankenhaus tätig. Die Ordensoberin kommt aus Argentinien, die anderen sind alle Kongolesinnen, zum Teil noch sehr jung. Im Kongo ist der Eintritt in einem Schwesternorden für viele Mädchen noch immer der einzige Weg, eine Ausbildung zu erhalten. Das Leben im Orden stellt auch eine Alternative zur Heirat dar, die sonst unumgänglich ist, wobei die Mädchen wenig Einfluss auf die Wahl des Bräutigams haben.

Ich bin immer wieder fasziniert von der Lebensfreude, die mir in Schwesternorden begegnet. Das Leben und das Essen ist meistens einfach, aber es findet sich immer auch ein Sinn für Schönes, wie Blumen im Garten oder auf dem Tisch, gehäkelte Deckchen hier und dort. Gewiss besteht der Alltag von Schwestern aus viel Arbeit, unterbrochen von Zeiten des Gebetes, aber sie haben auch Möglichkeiten, ihre Gaben zu entfalten. Wie oft habe ich Ordensfrauen erlebt, die von Kreativität, Mut, Ideenreichtum und Schaffensdrang überschäumen. Alles Eigenschaften, die viele Kongolesinnen in ihren Ehen nicht ausleben dürfen.

Das Leben im Orden hat durchaus auch seine Schattenseiten, über die nur äußerst selten berichtet wird. Auch hier wird unbedingter Gehorsam verlangt, zu viel sollte

man besser nicht hinterfragen und wer das Pech hat, schwanger zu werden, wird gnadenlos ausgeschlossen. Die Frage, wie es zu der Schwangerschaft kam, bzw. wer denn noch beteiligt war, wird nicht gestellt. Eine Schuldige reicht aus.

Aber heute, hier in Ariwara, herrscht eine ausgelassene Stimmung. Zum einem gibt es Gäste, immer ein Grund zur Freude, zum anderen hat eine Schwester Geburtstag. Deshalb wurde zur Feier des Tages ein Kuchen gebacken, den es zum Dessert gibt. Die Stimmung wird immer fröhlicher und als sich dann noch heraus stellt, dass die Oberin auch bald Geburtstag haben wird, ist das ein Anlass, die wohlgehütete Flasche Sherry, die jemand als Geschenk mitgebracht hatte, aus dem Gewahrsam zu holen und zu teilen. Es wird eine bunte Schar von Gläsern zusammengesucht und jeder bekommt eine homöopathische Dosis des kostbaren Getränkes zugeteilt.

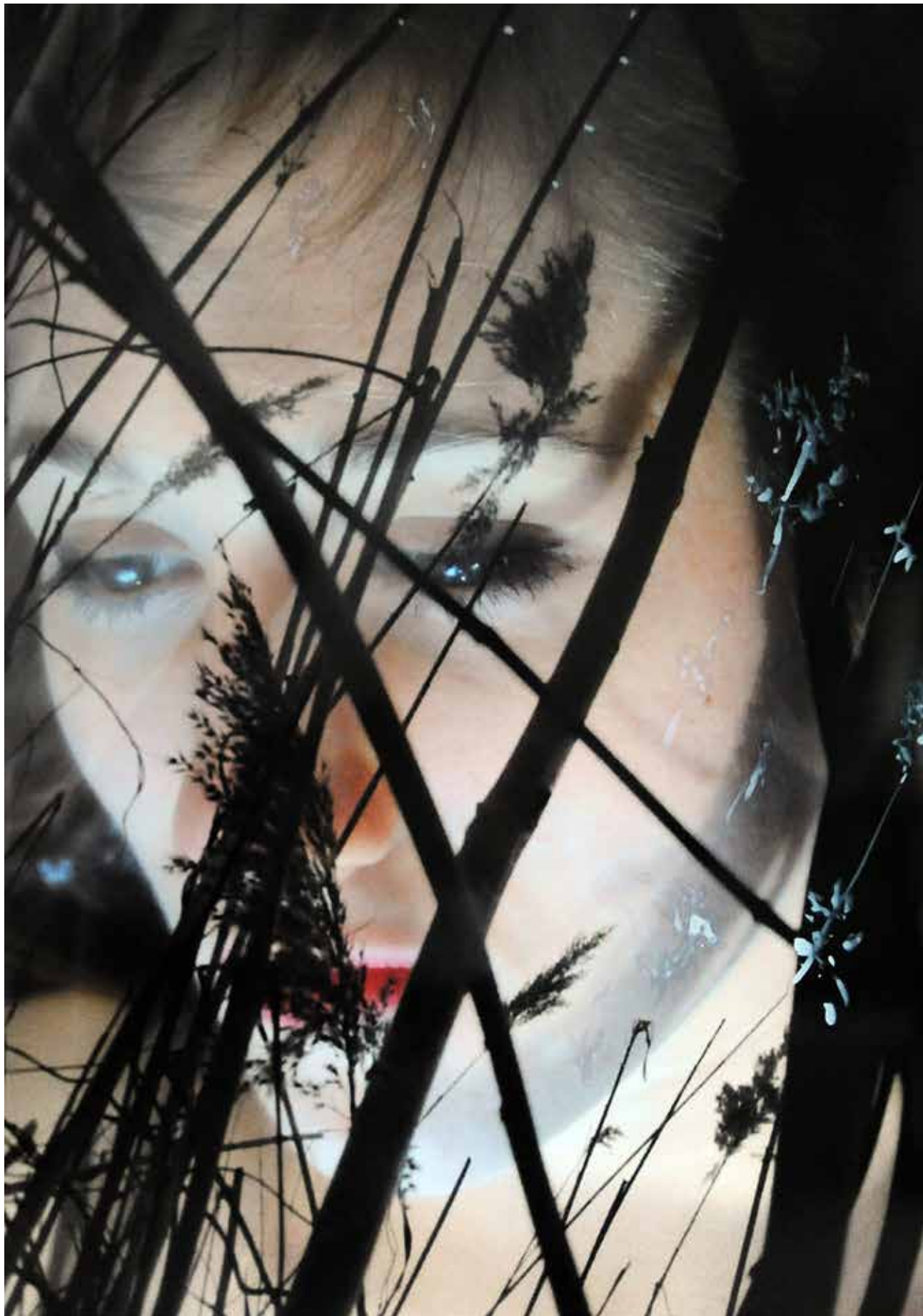
Die Gläser werden nun nicht einfach geleert. Das wäre ja auch zu unspektakulär. Jeder hakt jeden ein, dreht sich, tanzt und stößt dann erst an. Es entsteht ein buntes Durcheinander mit viel Lachen, Tanzen und übersprühender Freude. Als dann jeder sein Schlückchen Sherry getrunken hat, herrscht eine Stimmung, die auch mit reichlich Alkohol nicht zu toppen gewesen wäre. Der Frohsinn der Schwestern hat einen anderen Grund. Offensichtlich reichen auch die kleinen Dinge, um große Freude zu empfinden.

Am nächsten Morgen machen wir uns dann weiter auf den Weg nach Mahagi. Die Oberin begleitet uns und auch sie antwortet eher ausweichend auf meine Frage, wie lange wir unterwegs sein werden. Die Straße ist für kongolesische Verhältnisse in erstaunlich guter Kondition, was mir schon ein wenig merkwürdig vorkommt. Aber ich entscheide mich, nicht allzu viel zu fragen, denn ich kann an der Situation ohnehin nichts ändern. Als ich in den Dörfern, durch die wir fahren, dann aber plötzlich englische Schilder entdeckte, bestätigt sich mein Verdacht, dass wir wohl doch die Straße in Uganda nutzen. Ich verdränge die Sorge um die erneute Einreise in den Kongo, die ohne gültiges Visum sehr unangenehm werden könnte.

Als wir letztendlich über Schleichwege wieder den Kongo erreicht haben, atme ich erst einmal auf. Ich lasse dann doch durchblicken, dass ich den Ausflug nach Uganda bemerkt habe, indem ich meine Verwunderung darüber ausdrücke, dass es hier im französischsprachigen Kongo so viele englische Hinweisschilder gibt.

Das löst bei allen Mitreisenden erleichtertes Gelächter aus. Die Stimmung im Auto ist nun wieder ausgelassen. Man muss das Leben eben nehmen, wie es ist und immer das Beste daraus machen. Dann finden sich immer Gründe zum Lachen und zum Feiern.

lebensfroh



Erst glaube ich ihr jede Geschichte, dann erscheinen mir die Geschichten aber immer unwahrscheinlicher und ich beginne mich zu ärgern. Wer wird schon gerne angelogen? Kann sie mir nicht ehrlich sagen, was sie braucht?

Aber letztendlich entscheide ich mich, mitzumachen bei dem „Spiel“ und so hinterfrage ich nichts. Es dämert mir, dass es auch recht demütigend sein kann, um das tägliche Brot zu betteln. So nutzt sie ihre Kreativität, um in für sie würdevoller Art und Weise um eine Unterstützung zu bitten. Denn Schicksalsschläge können jeden treffen und da ist es ganz normal, Hilfe anzunehmen.

Bis zu ihrem Tod blieb unsere Verbindung bestehen, auch als ich wieder in Deutschland lebe und den Niger nur noch sporadisch besuchen kann. Hawale ist mir ans Herz gewachsen als eine Frau, die nie aufgegeben hat und unter schwierigsten Umständen immer wieder kreative Wege fand, für ihre Familie zu sorgen und dabei ihre Würde bewahrt hat.

Dabei hat sie mich gelehrt, dass ich mit meinen althergebrachten Denkschemata von entweder oder bzw. richtig und falsch nicht weit komme, wenn es darum geht, den Wert eines Menschen zu entdecken. Hinter dem Vordergründigen liegen immer noch Schichten, die auf den ersten Blick nicht sichtbar sind. So wie Juda auf den ersten Blick seine Schwiegertochter Tamar verurteilt, da sie offensichtlich schwanger ist, dann aber erkennen muss, dass hinter dieser Schwangerschaft ihr kreativer Weg steckt, für sich selbst zu sorgen.

Ich habe Feierabend und sitze vor dem Haus. Da kommt mich Hawale besuchen. Hawale wohnt im Dorf, sie ist verwitwet und hat viele Kinder und noch mehr Enkelkinder. Einige ihrer Enkel haben keine Eltern mehr und leben aus diesem Grunde bei Hawale. Sie versucht, sie irgendwie satt zu bekommen. An mehr als nur die Nahrung ist gar nicht zu denken, denn Hawale hat nichts gelernt, kann kaum lesen und schreiben und besitzt nichts, außer ihrer Kreativität.

Sie nimmt Frauen auf, die auf Termine im Krankenhaus warten und ihr dafür ein wenig bezahlen, sie verkauft ab und zu Essen auf dem Markt etc. Und nun hat sie mich adoptiert als „Mutter“, die sich ihrer Nöte annehmen darf. Das ist nicht völlig aus der Luft gegriffen, denn sie hat mir geholfen, Patientinnen, die operiert wurden, wieder aufzuspüren und zur Nachuntersuchung ins Krankenhaus zu bringen. Ich bin ihr dafür sehr dankbar und somit ist eine Verbindung geschaffen, die sich nicht so leicht wieder trennen lässt. Aber das wollen wir beide ohnehin nicht.

Hawale hat nie genügend Geld, um fürs Alltägliche zu sorgen. Aber statt nach Geld für Hirse zu fragen, erzählt sie mir immer wieder von Katastrophen, die ihre Familie heimsuchen. Heute ist ihre Hütte zusammengebrochen. Das könnte sogar stimmen, denn es ist Regenzeit und da fallen immer wieder Lehmhütten ein, davor hatte ein Sohn einen Unfall, dann ein Todesfall, ein Diebstahl und vieles mehr.

würdig



Ich sitze in einem klapprigen Kleinbus, der mit mindestens 20 Frauen und unzähligen Kleinkindern bis auf den letzten Kubikzentimeter ausgefüllt ist. Das Gepäck wird auf dem Dach transportiert, allerdings gibt es unzählige Beutel und Schüsseln, die voll mit Proviant noch irgendwo im Inneren des Busses Platz gefunden haben. Dennoch gibt es kein Drängeln und kein Nörgeln, im Gegenteil, die Stimmung ist ausgelassen und fröhlich. Es wird gesungen und getrommelt, während sich der Bus mit ohrenbetäubendem Lärm langsam durch die karge Landschaft des Nigers bewegt. Es ist heiß, über 40 Grad, wir schwitzen um die Wette und genießen den Fahrtwind, der zwar viel Staub in den Bus weht, aber auch etwas Abkühlung bringt. Es geht 500 Kilometer nach Osten zum Jahresfrauentreffen der evangelischen Kirche im Niger. Sie ist sehr klein in diesem Land, in dem weit über 90 % der Bevölkerung dem Islam angehören. So kennen sich die Mitglieder sehr gut und die Frauen freuen sich, ihre Verwandten und Freundinnen aus dem ganzen Land zu treffen.

Aber die größte Freude liegt an der Tatsache, dass sie vier Tage lang unter sich sein können. Sie durften ihre Männer und die unzähligen häuslichen Verpflichtungen zurücklassen, nur die Kinder, die noch gestillt werden müssen, sind dabei.

Vier Tage lang dürfen sie miteinander Freud und Leid teilen. Viel wird auch gelacht, so z. B. über ihre Männer und darüber, dass sie als Frauen zu Hause nichts zu lachen haben.

Das Programm besteht auch aus Vorträgen zu biblischen Themen, zu denen natürlich Pastoren eingeladen werden, die ihre Lieblingsthemen für Frauentreffen vortragen, z. B. zur Stellung der Frau in der Familie, zum Gebot des Gehorsams gegenüber dem Mann etc.

Ich bin beeindruckt, wie die Frauen damit umgehen. Denn wenn immer ich diese Predigten höre, macht sich in mir Empörung breit, die nigrischen Frauen hingegen reagieren ganz gelassen. Sie sehen das eher als Pflichtprogramm, das man über sich ergehen lässt. Und erst, wenn es zum Wesentlichen kommt, werden

die Lebensgeister wieder geweckt. So gibt es z. B. auch Bibelarbeiten, die eine von ihnen, die eine Bibelschule besucht hat, leitet. Da geht der Aufmerksamkeitspegel schon deutlich höher, doch wenn neue Lieder eingeübt werden, dann kann der Saal die Energie der Frauen kaum halten. Dann vibriert die Luft vor Lebensfreude und Gotteslob.

Auch nach dem offiziellen Programm ist diese Freude noch spürbar. So wird an allen Ecken und Enden gesungen, getrommelt, getanzt, geschwätzt und gelacht. Ans Schlafen scheint außer mir niemand zu denken. Dafür ist diese gemeinsame Zeit einmal im Jahr auch viel zu kostbar.

Ich bin fasziniert von der Energie der Frauen, die hier voll ausgelebt wird. Zurück im Alltag sieht es für die meisten von ihnen ganz anders aus. Da bestimmen die Männer das Leben, auch in der Kirche. Die Gottesdienste sind dann eher ruhig und geordnet. Der Pastor predigt mit vielen Worten, es gibt Ansagen und getragene Lieder für die Gemeinde. Ich habe oftmals das Gefühl, der Gottesdienst muss erlitten werden, gäbe es da nicht auch den Teil, der von der Frauengruppe gestaltet wird. Wenn sie singen und trommeln, manchmal sogar tanzen, ist das für mich immer das Highlight des Gottesdienstes.

Und ich vergesse dann für Momente, dass ich mich in einem der ärmsten Länder dieser Welt befinde, wo das Leid permanent präsent ist. Gleichsam ahne ich etwas von der unbändigen Freude der Heiligen, wenn sie einst vor dem Thron Gottes stehen und anbeten werden.

Auf diesem Wege wirkt diese Intensität der Frauen auch kraftvoll in das Gemeindeleben hinein. Vor Jahren ging ein Riss durch die kleine evangelische Kirche im Niger, es kam zur Spaltung und beide Gruppen standen sich über Jahre sehr feindselig gegenüber. Es ist sicherlich nicht zufällig, dass es die Frauengruppen waren, die die ersten Schritte in Richtung Versöhnung wagten.

ausgelassen



Ich befinde mich im südlichen Tansania. Hier unterstützt eine kleine Nichtregierungsorganisation (NGO) Menschen, die von HIV/AIDs betroffen sind. Dazu gehören nicht nur diejenigen, die sich mit dem Virus infiziert haben, sondern auch deren Familien, die mit den Auswirkungen der Krankheit leben müssen.

Heute fahre ich mit der Leiterin der NGO in die Umgebung der Stadt Ndanda, wo eine Gruppe von Großmüttern mit Hilfe der NGO ein gemeinsames Feld erworben hat, das nun gemeinschaftlich bewirtschaftet wird, um so deren Einkommen aufzubessern. Die Frauen erwarten mich bereits.

Zur Begrüßung tanzen und singen sie fröhlich. Es ist schwierig, ihr genaues Alter zu schätzen. Einige tragen Babys auf ihrem Rücken und singend und tanzend erscheinen sie noch sehr agil, aber das Leben hat auch tiefe Furchen in ihren Gesichtern hinterlassen. Auf jeden Fall befinden sie sich in einem Alter, in dem sie normalerweise keine Felder mehr bestellen, sondern in der Familie ihrer Kinder einen ruhigen Lebensabend verbringen. Doch das ist diesen Frauen verwehrt, denn ihre Kinder und Schwiegerkinder sind dem HIV-Virus zum Opfer gefallen. Statt versorgt zu werden, sind sie es nun, die ihre Enkelkinder aufziehen mit all den Herausforderungen, die das mit sich bringt. Die meisten sorgen für mehrere Kinder im unterschiedlichsten Alter, vom Baby bis hin zum Teenager. Ihre Männer sind oftmals bereits verstorben und die Frauen müssen al-

leine zusehen, dass sie ihren Enkeln täglich eine Mahlzeit vorsetzen und darüber hinaus noch die Kosten für den Schulbesuch aufbringen. Eine riesige Herausforderung, der sie sich jedoch ohne Zögern stellen. Schon immer haben sie Leben in die Welt gesetzt und alles getan, es zu bewahren. Und genau das machen sie auch weiterhin. Ihre Kinder konnten sie vor dem Virus nicht schützen, doch ihre Enkelkinder sollen leben. Dafür geben diese Frauen alles und sie arbeiten so hart sie eben können.

Hier in Ndanda haben sie sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die sich gegenseitig ermutigt und unterstützt. Sie merken, dass sie gemeinsam stärker sind und sie kommen zusammen, tauschen aus ... und sie singen!

All die Trauer um die Lieben und die Sorge um das Morgen haben ihren Gesang nicht versiegen lassen. Und so singen sie auch jetzt, als ich sie besuche, sie zeigen mir stolz ihr Feld mit den Maisstauden, die bald ihre erste Ernte sein werden.

Sie haben sich in all dem Leid, das sie erfahren mussten, immer ein wenig Hoffnung bewahrt, die sie nun an ihre Enkel weiter geben.

Auch ich lasse mich von ihrer Lebensfreude und Hoffnung berühren.

liebevoll

Impressum

Herausgeber:

Katholischer Deutscher Frauenbund, Diözesanverband Würzburg

Missionsärztliches Institut Würzburg

Kirche und Kloster der Augustiner in Würzburg, www.augustinerkirche-wuerzburg.de

Gefördert durch das Bistum Würzburg, Diözesanstelle MISSION ENTWICKLUNG FRIEDEN.

Kontakt:

Missionsärztliches Institut Würzburg

Salvatorstr. 7, 97074 Würzburg, Tel.: +49(0)931 791-2803

www.medmissio.de

Layout: iMonk BgA, Br. Carsten Meister OSA

1. Auflage: 2000, Juni 2017

© 2017. Die Autor*innen. Alle Rechte vorbehalten.

Abdruck (auch auszugsweise) nur mit Genehmigung der Autor*innen.

© der Bildmotive: Jens Reulecke, aus dem „Marienzyklus“, 100 x 70 cm, Retouschierfarbe auf Digitalfotografie, 2015, www.jens.reulecke.com



Missionsärztliches Institut Würzburg

Katholische Fachstelle für internationale Gesundheit



**Augustinerkloster
Würzburg**

